

Frankfurter Universitätsreden

1919

IX

Was wir unsern
Gefallenen schuldig sind

Rede bei der Trauerfeier der Universität in der
Paulskirche am 30. Mai 1919

von

D. Erich Foerster

Pfarrer und ordentl. Honorarprofessor

Druck und Verlag von Werner u. Winter, G. m. b. H., Frankfurt a. M.
Auslieferung für den Buchhandel: Blazek u. Bergmann, Frankfurt a. M.

Frankfurter Universitätsreden
1919

IX

Was wir unsern
Gefallenen schuldig sind

Rede bei der Trauerfeier der Universität in der
Paulskirche am 30. Mai 1919

von

D. Erich Goerster

Pfarrer und ordentl. Honorarprofessor

Druck und Verlag von Werner u. Winter, G. m. b. H., Frankfurt a. M.
Auslieferung für den Buchhandel: Blazek u. Bergmann, Frankfurt a. M.

44/4664 Nr 9



Liebe Kommilitonen! Verehrte Herrn Kollegen! Hochgeschätzte Gäste!

Zu einer ernsten Feier hat Sie unsere Hochschule hierher eingeladen. Sie gilt ihren Mitgliedern, die im Laufe dieses unseligen Krieges für das Vaterland ihr Leben geopfert haben: 108 Studierenden der Universität, 28 der ehemaligen Akademie, 6 Beamten und 6 Lehrern. Gern möchten wir allen den Hinterbliebenen dieser Gefallenen teilnehmend die Hand reichen und sie versichern, daß ihre lieben Toten auch uns lieb und teuer sind und bleiben werden. Gern würden wir auf jedes stille Grab dieser jungen deutschen Helden einen Kranz dankbaren Gedenkens legen und es in dauernde Obhut nehmen; aber wo sind diese Gräber? Nur wenigen unserer Gefallenen ist es vergönnt worden, im Schoß der heimatlichen Erde zu ruhen, wo Liebe und Treue ihre Gräber vor Verunglimpfung bewahren und schmücken kann. In der Fremde ruhen die Meisten, in den Ländern von Feinden, deren Haß gegen alles Deutsche so groß ist, daß wir fürchten müssen, er werde auch vor den Ruhestätten der Toten nicht Halt machen; weit, weit ab von der Stätte ihrer Geburt und ihrer Arbeit, in den Sümpfen Polens und an den Hängen der Karpathen, in den Ebenen Flanderns und in den Wäldern der Argonnen, in serbischen Dörfern und in der syrischen Wüste, manche auch irgendwo und nirgends auf dem Grunde des Weltmeeres. Nur im Geiste können wir ihnen Ehre erweisen, unser Gedenken an sie mündet nicht an einem bestimmten Platz dieser Erde, und nicht einzelne Gräber rufen nach unserer Pflege, sondern ganz Europa ist ein großes Grab geworden, darin die junge Kraft unseres Volkes versank.

Ja, auch mit diesen Gedanken erreichen wir noch nicht den tiefsten Grund unserer Trauer. Als die ersten unserer Brüder und Söhne fielen, da tröstete uns der Glaube, sie sanken ins Grab als ein heiliger Same, aus dem ein verjüngtes, gereinigtes Volkstum in neuer Lebenskraft und Mächtigkeit hervorbrechen würde. Nun aber müssen wir fragen, ob dieses Riesengrab nicht noch mehr als so viel einzelne teure Volksgenossen deckt,

ob wir nicht etwa zugleich am Grabe des deutschen Volkes selbst stehen und mit dem Leben dieser vielen Einzelnen das Leben unseres Volkes aus der Geschichte ausgelöscht ist. Tag und Nacht martert diese Frage Gehirn und Herz. Wir, die wir übrig geblieben, doch gleichfalls bis ins innerste Mark getroffen sind, stellen wir mehr dar als einen saft- und kraftlosen Rest, der ebenso zum Tode verurteilt ist, — nur zu einem andern Tode, nicht dem heldischen im Ringen der Schlacht, sondern dem jammervolleren langsamer Erschöpfung und unaufhaltbaren Siechtums? Waren die Siege, in denen unsere Gefallenen ihr Leben gaben, die letzten großen Taten des deutschen Volkes, ehe die Nacht herniedersinkt und alles mit kaltem Dunkel zudeckt? Wahrlich, auch dann würde unsere Klage laut und heiß gen Himmel schreien, wenn der Ausgang dieses Krieges ein anderer gewesen wäre, denn kein Gewinn an Macht und Ruhm könnte in unseren Seelen den Schmerz um die ungeheuren Opfer aufwiegen, die er uns gekostet hat. Nun aber, da das grelle Licht des gegenwärtigen Augenblicks uns unwiderleglich zeigt, daß sie vergeblich gefallen sind, daß sie nicht, wie sie einst beim Ausrücken sangen, „sterben mußten, damit Deutschland leben bleibe“, sondern Deutschlands Größe, ja vielleicht Deutschlands Dasein mit ins Grab genommen haben und damit zugleich alle die großen Gedanken an eine neue bessere Menschheitsordnung und dauernden Frieden auf Erden, da möchte uns Verzweiflung fassen über diese sinnlose Verschwendung edelster Güter. Es ist uns, als ob kostbare Narde ins Meer geschüttet wäre. Wir müssen fast dankbar sein, daß wir nicht zu ihren Gräbern gehen können, weil uns aus jedem dieser Gräber ein herzerreißender Schrei bitterster Enttäuschung und richtender Anklage entgegen tönen würde. Wir müßten fürchten, daß die Geister der Toten aus diesen Gräbern aufstünden und uns verwehrten, ihnen zu nahen, ihnen, die in Ehren gefallen sind, die sich durch ihre Treue die Krone des Lebens gewannen, deren schöner Glaube sie zur Unsterblichkeit fortriß, wir, die der englische Staatsmann spöttisch die ehrlose deutsche Nation hat nennen dürfen und die wir auf unserem Nacken den Fuß harter Feinde fühlen, ohne ihm auch nur in die Ferse stechen zu können. Würden sich unsere Toten nicht weigern, aus unseren Händen Kränze zu empfangen?

Dann jedenfalls müßten wir zögern, ihnen die Totenklage zu halten, und uns scheu vor ihren Schatten vorüber schleichen, wenn wir zwar ihrem Vermissten wortreichen Ausdruck leihen, aber uns zugleich damit abfinden wollten, daß nun auch das hin und verloren sei, wofür ihre

Herzen glühten, als sie ihr rotes Blut verströmten, — wenn wir nicht aus ihren erkalteten Händen in die unsrigen die Verantwortung für unser Volk und Vaterland nähmen. Nur dann, denke ich, ist Wahrheit und Ernst in dieser Stunde, wenn sie uns in dem Entschluß bestärkt, nimmermehr im Stich zu lassen, wofür sie selbst nicht mehr denken, sorgen, kämpfen und dulden können.

Vielleicht kann uns folgende Erwägung die Augen dafür öffnen, wie wir dieser heiligen Pflicht gegen unsere Gefallenen genug tun können. Es ist ein Unterschied zwischen dem Sterben der Einzelnen und dem Sterben der Völker. Nicht der Unterschied freilich, daß die Völker von dem Schicksal ausgenommen wären, das des Einzelnen naturgesetzliches Los ist, dem Sterben, das auf die Geburt folgt, so sicher wie der Niedergang auf den Aufgang des Tages. Wir wissen es: die größten Völker des Altertums sind gestorben, mögen auch tausende ihrer leiblichen Nachkommen heute noch die Erde bevölkern, und mögen die Länder, in denen sie wohnten und herrschten, noch ihren Namen tragen. Aegypten, Assur und Babylonien sind verschollen und nur noch in Denkmälern und Urkunden ist etwas von ihrem Dasein auf Erden zurückgeblieben. Niemand also beruhige sich bei der eitlen Rede, ein Volk wie das deutsche könne nicht untergehen! Wir sollten es wirklich endlich gelernt haben, allem Wähnen gründlich den Abschied zu geben, nachdem uns Einbildungen und Träume so entsetzlich in die Irre geführt haben. Aber wenn wir auch diese furchtbare Möglichkeit nicht leugnen, ein Unterschied ist allerdings zwischen dem Sterben der Völker und dem Sterben der Einzelnen. Kein Wille zum Leben, und wäre er noch so leidenschaftlich und stark, hält dem Einzelnen das Todeschicksal fern, unentrinnbar steht vor jedem die dunkle Pforte, an der er sein körperliches Leben niederlegen muß. Völker aber bleiben leben, solange der Wille zum Leben in ihnen nicht erstirbt. Dieser Wille vermag sie auch über die schwersten Niederlagen hinweg zu tragen und aus todesgleicher Erschöpfung und Erstarrung empor zu heben. Völker sterben nur, wenn sie nicht mehr leben wollen; der Volksgeist ist im Stande, was der Geist des Einzelnen nicht vermag, sich einen neuen Körper zu bauen, wenn der alte zerbrochen ist.

Ob diese Wahrheit uns einen Trost bieten kann? Ich warne davor, den schrecklichen Ernst zu verkennen, der darin enthalten ist, er könnte die Hand durchbohren, die sich gar zu schnell darauf stützen möchte. Denn sie führt uns doch unweigerlich zu der Erkenntnis, daß auch der furcht-

bare Zusammenbruch, vor dem wir stehen, seinen letzten Grund in einer Schwäche unseres Willens zum Leben des deutschen Volkes hatte.

Aber der schweren Frage, wer und was schuld ist an unserm Unglück, wollen wir heute nicht nachhängen. Denn diese Frage veruneinigt und verbittert. In der Frage aber werden wir uns alle zusammenfinden können, was wir unsern Gefallenen schuldig sind. Kann es etwas anders sein als das ernste Mühen, unser Volk am Leben zu erhalten, o, wir müssen noch mehr sagen: es zu neuem Leben zu erwecken? Oder fürchtet ihr, daß ihr damit eurer Menschheitsaufgabe und den letzten Idealen der Humanität Abbruch tun würdet? Ich meine, wenn es der Wille der erhabenen Macht ist, die der Geschichte ihren Sinn gibt, die Menschheit einmal zur Einheit zu führen — und ich glaube fest daran, daß es so ist — so kann dies letzte Ziel nicht so erreicht werden, daß die Glieder eins nach dem andern abgehauen und zerbrochen werden und zuletzt nur ein gefräßiger Riesenmagen übrig bleibt, sondern nur auf dem Wege:

„Tu nur ein jeder, was er kann,
Daß hilfreich stehe Schaft an Schaft,
Das Niedre schließe treulich an,
Das Hohe zeige seine Kraft!“

Nicht Raub an der Menschheit, sondern Dienst an ihr ist es, wenn jedes Volk seine Eigenart in aller Treue pflegt, seinen Charakter immer reiner ausprägt und seine Bestimmung zu lebendiger Auswirkung entfaltet.

Freilich, so schwer ist der Druck, der auf uns lastet, daß sich die schwarze Frage kaum abweisen läßt, ob wir denn überhaupt noch genug Kraft haben zu neuer Erhebung. Heute scheint es fast vermessen daran zu denken, daß unser armes, müdes, von Hunger und Blutverlust erschöpftes, vom Wahn verwirrtes Volk noch einmal zu solchen Leistungen fähig werden sollte, die ihm die Achtung der andern Völker erringen. Und wenn die Kraft ein gegebener, ein für allemal feststehender Posten in der Rechnung wäre, dann allerdings wäre dieser Gedanke eitel. Aber so ist es nicht. Sondern das ist das Geheimnis des geschichtlichen Lebens, daß die Kraft selbst durch einen festen Willen zur Steigerung gebracht und durch einen bewußten Anschluß an die verborgenen ewigen Kraftquellen der Welt verjüngt und erneuert werden kann. Das meint das alte Prophetenwort: „Die auf den Herrn harren, kriegen immer wieder neue Kraft, sie verjüngen ihr Gefieder wie die Adler“. Nein, so wenig

wie über unsre Schuld, wollen wir nachrechnen über unsre Kraft oder über unsre Schwäche, denn das würde uns lähmen und entnerven, wir wollen lieber einzig und allein auf die Ziele blicken, die uns geblieben, ja erst neu aufgegangen sind, damit durch das Strecken nach ihnen unsere Kraft wachse und erstärke. Sie liegen nicht in der Richtung, die bisher unsre Blicke gar zu sehr gefesselt hatte. Die Gelegenheit zu äußerer Machtentfaltung und wirtschaftlicher Welteroberung wird uns auf lange Zeit verschüttet sein, und die Fortschritte unsrer Chemie und Technik haben uns in der Welt mehr Neid und Not als Liebe gebracht. Wir müssen andere Wege einschlagen, um die Welt zu zwingen, daß sie unserem Volk wieder Ehrfurcht und Vertrauen schenke und dem Schöpfer für das Dasein eines solchen Volkes danke.

Das nächste Ziel ist uns allen in diesen letzten Monaten zum Bewußtsein gekommen: die innere Umbildung unserer Volksgemeinschaft nach dem Gesetz der sozialen Gerechtigkeit, nein anders! der sozialen Brüderlichkeit. Denn das ist gewiß, nichts hat die Liebe zu unserem Staate und die Opferwilligkeit für das Ganze so schwer belastet und in Millionen erstickt, wie das Auswuchern des wirtschaftlichen Selbsterhaltungstriebes und der Mißbrauch sittlich nicht begründeter Vorrechte. Diesen Druck müssen wir zerbrechen, soll die Freude am Vaterlande, soll der Stolz, diesem Volk anzugehören, wieder frei und stark empor wachsen, soll die durch die wirtschaftliche Entwicklung im Zeitalter der Maschine entwurzelten und von ererbter Sitte gelösten Massen ein neues Heimats- und Gemeingefühl wieder mit ihrem Volkstum verbinden. Nur denke niemand, daß das Ziel, in unserem Volk den sozialen Musterstaat aufzubauen, durch eine bloße Neuordnung der Güterverteilung und der Arbeiterrechte, überhaupt auf dem Wege der Gesetzgebung, erreicht werden könnte. Vielmehr fordert diese Aufgabe eine neue, bis in die Tiefen der Gemüts- und Gesinnungsbildung greifende Volkserziehung, denn jeder von uns, der das Leben unseres Volkes nicht bloß aus Zeitungen und Volksversammlungen, sondern aus seinen Häusern und Kinderstuben kennt, weiß, daß mindestens ebenso wichtig wie die genügende Erzeugung und die gleichmäßigere Verteilung der Güter, die Kunst ist, sie richtig zu verwenden, so zu verwenden, daß dadurch das höhere Leben erbaut und gefördert werde. Es ist immer wieder erstaunlich zu beobachten, wie viel Behagen, Gesundheit, Frohsinn, ja Vornehmheit eine kundige und geschulte Hand auch mit schmalsten Mitteln zu schaffen vermag, die bei ungeschickter Verwaltung in nichts wie Häßlichkeit und Unzufriedenheit umgesetzt werden.

Wir brauchen eine neue Erziehung zur richtigen Abschätzung der natürlichen Lebensgüter, daß wir wieder reine und edle Freuden, die Leib und Seele erquickten, unterscheiden lernen von solchen, die nur zerstreuen und betäuben, also, daß jene entseßliche Vergnügungsindustrie, die nur auf den Sinnenreiz spekuliert, und alle Fabrikation von Tand, Kitsch und Schund von selbst abstirbt, weil niemand mehr daran Gefallen findet. Wir brauchen, nötiger als je, Erziehung zur Schonung der kostbaren Stoffe, die uns die Natur schenkt, und der noch kostbareren menschlichen Arbeitskraft und zur unerbittlichen Unterdrückung aller raffinierten Luxusneigungen, solange nicht die Notwendigkeiten des Lebens befriedigt sind. Wir brauchen einen neuen Sinn für die Schöne der Traulichkeit und Innigkeit, eine entschlossene Abkehr von dem kindischen Verlangen nach dem bloß Riesigen, Grotesken und Sensationellen, eine gesunde Verachtung der alles zarte Leben und alle ausgeprägte Eigenart zermahlenden Großstadtkultur, eine neue Augenöffnung für die Schätze unserer heimischen Natur und eine neue Empfänglichkeit für echte schlichte Kunst, ein neues Empfinden für den Reiz männlicher Selbstüberwindung und sicheren Könnens, ein neues Verständnis für das hohe Gut einer festen Gewöhnung und einer starken Zucht und für das Recht des Zwanges zur Ordnung, zum Gehorsam und zum Dienst. Wir brauchen anstelle der allgemeinen Müffigkeit und Mißgunst mehr harmlosen Humor gegenüber den bleibenden Unvollkommenheiten der Welt und gegenüber den unausrottbaren Mängeln aller menschlichen Einrichtungen. Wir brauchen über alles dies den Geist der Milde und der Duldung gegen abweichende Meinungen und fremdartige Ideale, und des freundlichen Gewährenlassens für die Wanderer auf unerprobten Pfaden. Wir brauchen Ehrfurcht vor dem Alter und ein weiches Herz für die hilflose Jugend, Erbarmen für alles, was schwach, zart, belastet und krank ist, und neidlose Bewunderung für das, was über das Mittelmaß empor strebt und nach dem Himmel greift.

Erfassen wir so die Aufgabe, den sozialen Staat zu errichten, in ihrer tiefsten Tiefe, so sehen wir, sie ruft nicht nur nach dem Staatsmann und dem Gesetzgeber, sie ruft uns alle zu gemeinsamem Werke, Lehrer und Ärzte, Künstler und Denker, sie braucht jeden Mann und jede Frau, und vor allem braucht sie die echte Mutter, daß sie die Urzelle alles Gemeinschaftslebens hütet und pflegt.

Und doch, so groß diese Aufgabe ist, wir dürfen uns bei ihr noch nicht bescheiden. Denn wie klein wäre ein Volk, das keine höhere Leistung vollbringt als die, sein natürliches Leben zu pflegen und zu ordnen.

Auch vom Volk gilt „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, er lebt auch nicht allein dafür, Brot zu schaffen und zu verbrauchen. Wir müssen mehr leisten, wollen wir vor dem Gericht der Geschichte das Urteil der Daseinsnotwendigkeit unseres Volkes für die Menschheit erstreiten, nämlich das Leben in ihm wecken und zur Macht erheben, das allein so zu heißen verdient, das schöpferische Leben, das sich auswirkt in großen Taten und Werken und sich durch seine Früchte als Gott entstammt beweist. Jetzt erst recht, da unserem Volk die äußeren Lebensbedingungen so furchtbar erschwert sind und der Einfluß auf die Welt so argwöhnisch beschränkt ist, muß sich deutsche Wissenschaft und deutsche Kunst von höchstem Ehrgeiz entflammen lassen, zu schaffen, was sich durch seine eigene Größe selbst den Weg über jede Grenze bahnt und durch seine Wahrheit, Schönheit und Güte auch bei den Widerwilligen Ehre und Dank gewinnt.

Ist das nicht in der Vergangenheit unzählige Male der Weg gewesen, auf dem unser Volk seiner äußeren Ohnmacht unerachtet sich seine Weltgeltung errang? Durch die geistigen Güter, die es aus den Schächten seines Denkens im harten Ringen mit den Geheimnissen der Welt und der Seele ans Licht förderte, nahm es den Mißgünstigen den Fluch aus dem Munde und verwandelte ihn in Segen. Denn überall, in allen Völkern sucht die Menschenseele nach Wahrheit und Schönheit, nach Erkenntnis der letzten Gründe und der bleibenden Werte. Wer ihr einen Trunk zur Stillung dieses Durstes zu reichen vermag, den kann sie nicht auf die Dauer übersehen und gering schätzen. Unwiderstehlich griff der Glaube, der in der Zelle des Wittenberger Mönches erkämpft war, hinaus über die Völker der Erde; unwiderstehlich eroberte sich die feierliche Lebensansicht unserer großen Denker und Dichter die Herzen der Besten in allen Ländern; unwiderstehlich strömten die Tonwellen Bachs und Beethovens durch die Welt, — es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre. Der geistigen Schöpferkraft müssen sich schließlich doch alle Knie beugen; diese Kraft zur höchsten Leistung zu entwickeln, ihr nicht nur Sachkenntnisse abzugewinnen, sondern ein Gesamtverständnis der Natur und des Menschentums, — das allein kann uns helfen, diejenigen zu beschämen, die jetzt meinen, unser Volkstum erniedrigen zu dürfen, ohne selbst Schaden zu leiden. Zu tiefdringendem Bohren, zu schonungsloser Selbstkritik, zu geduldigem und zähem Fleiß, zur Einkehr in die tiefste Innerlichkeit sind wir damit aufgehusen, — gebe uns Gott, daß wir im Reich des Geistes die Ehre wieder gewinnen, die uns im Reich der Macht verloren gegangen ist.

Und noch höher hinauf zum letzten Ziel muß ein heiliger Wille sich emporrecken. Nur andeutungsweise wage ich davon zu reden. Unter allen Sehnsüchten der Menschen ist keine größer und heißer, als die nach dem Heiligen, das nur eins sein kann und damit alle, die es kennen, im tiefsten Grunde verbindet:

„Was ist das Heiligste? Das, was heut' und ewig die Geister
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.“

Eine solche Gemeinschaft wäre etwas ganz anderes wie ein nur durch Vertrag und Nutzenberechnung gegründeter Völkerbund, weil sie auf einerlei Weltdeutung und Welterleben beruhte. Die tiefste Not der heutigen Menschheit ist der Verlust einer solchen obersten Gewißheit und tiefsten Gemeinschaft, der Verlust eines segnenden Himmels über allem Streit und Leid dieser Zeit. Darin sind wir Menschen von heute ärmer als die des Mittelalters, trotz aller ungeheuren Errungenschaften an Wissen und Können. Diese religiöse Not wird von den Redlichen und Ernstesten aller Völker gefühlt. Als unzulänglich erscheinen alle die Antworten, die der Menscheng Geist bisher auf diese Urfrage der Seele gefunden hat. Nach einer ganz neuen Religion rufen die Einen, nach einem vertieften und gereinigten Christentum die Andern. Wenn einem Volke gegeben würde, auf diese Frage eine Antwort zu finden, ihm würde daraus eine innere Einheit und Geschlossenheit erwachsen, die unüberwindlich ist. Mehr noch, es würde damit von selbst in die vorderste Reihe der Völker eintreten.

Nun weiß ich wohl, „Der Geist weht, wo er will, und du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er geht,“ Propheten werden gesandt und Offenbarungen kommen zu den Menschen immer nur als Geschenke; auf diesem Gebiet läßt sich nichts machen und erzwingen. Aber das weiß ich auch, daß die Quellen des lebendigen Wassers sich nur dem erschließen, der danach gräbt, und daß die höchsten Erkenntnisse nur den Suchenden und Andächtigen zu Teil werden, nicht den Rehen und Satten, nicht den Welt- und Kulturseligen! Das Bewußtsein des Mangels, das, was die Schrift „die geistliche Armut“ nennt, bereitet den Boden für das Keimen und Wachsen göttlicher Saat. Unserem Volke war es beschieden, in seinem Schoß die Geburt der deutschen Mystik und des Lutherischen Glaubens zu erleben, — sollte es etwa auch berufen sein, berufen sein grade durch sein Leiden, der Welt die letzte tiefste Einigkeit wiederzuschenken und über ihr die unsichtbare Kirche zu bauen, die ganz nur segnender Himmel ist?

Hohe Ziele! O, glaube doch niemand, unserem Volke bleibe nichts mehr zu tun übrig und sein Beruf für die Menschheit sei erschöpft. Unbegrenzte Möglichkeiten der Betätigung liegen vor dem Willen, es wieder zur Größe zu heben. Eher möchten die Ziele zu hoch scheinen, zu denen ich den Blick richtete. Aber solchem Zweifel stelle ich das Wort Jesu entgegen: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt“.

Doch will ich zum Schluß die Gedanken aus solch weiten seligen Fernen zurück lenken zu dem bitteren Ernst der Gegenwart und sie ausklingen lassen in einer wohlgemeinten Mahnung. Kein Wille ist wahrhaftig, der nicht zugleich asketisch ist. Nicht jene Askese meine ich, die sich willkürlich abschließt von den Wärme- und Lichtquellen des Daseins, wohl aber die Entschlossenheit, hart zu sein gegen sich selbst und keinerlei Entbehrung und Entsagung zu scheuen. Die Not der Zeit wird uns dererlei genug aufzwingen. In engen Wohnungen, vor kargem Tisch, bei schmalen Freuden, in Dürftigkeit und Beschränktheit wird unser Volk Jahrzehnte lang zu leben haben und mit unserem Volk auch wir, die Träger geistiger Berufe, ja wir erst recht, wenn wir etwas von unserer Führerstelle behaupten wollen. Mann und Frau werden sich's gründlich abgewöhnen müssen, sich dienen zu lassen, und die gebildete Frau wird um die wenigen Stunden seufzen, die ihr von der häuslichen Arbeit für Bücher und Bilder übrig bleiben. Da wird der Wille zum Leben seine Probe darin zu bestehen haben, daß wir aus der Not eine Tugend machen und, was uns von außen her aufgezwungen ist, von innen her freudig und tapfer bejahen. Wir müssen es fertig bringen, bei ärmster Lebenshaltung das Größte zu leisten und die Freiheit und Dornehmheit der geistigen Persönlichkeit dem äußeren Druck gegenüber zu behaupten. Zu schwierig darf das niemandem scheinen, der in der Geschichte des deutschen Geistes bewandert ist. Denn grade ihre größten Werke sind einer solchen gesegneten Armut abgerungen worden. Ich denke an die verwahrloste Zelle Luthers, an die weniger wie kleinbürgerliche Thomaskantorei in Leipzig, an Schillers rührendes Arbeitszimmer in Weimar, an Lessings Heimatlosigkeit und Sichtes gedrückte Jugend. Unsere Zeit ist voll von Eisern gegen den Kapitalismus, und wenn ich recht verstehe, ist es manchmal ein Eisen mit Unverständnis, weil über den großen Übeln, die er geschaffen hat, seine Leistungen einseitig verkannt werden. Das aber ist gewiß, nirgends hat der Kapitalismus weniger Recht, als bei denen, die auf den Geist säen. Gehalt, Lohn und viele Güter dürfen ihnen niemals Beweggrund des Schaffens sein,

sondern, wie Leopold von Ranke den Geschenkeemplaren seiner Weltgeschichte hat vordrucken lassen, „Labor ipse voluptas“. Wir dürfen nicht arbeiten, heilen, lehren, erziehen, entdecken und erfinden, um zu verdienen und Schätze zu sammeln, sondern im Gegenteil, der Anteil an den irdischen Gütern, den wir empfangen, ist eine Gabe des Volkes, damit unsere Kraft frei werde, unseren inneren Beruf zu erfüllen. Wir sind bei dem Schicksal, das über uns gekommen ist, verpflichtet, nur das Mindestmaß zu fordern, das zum Auskommen gehört, um unsere arbeitenden Brüder, die die natürlichen Lebensgüter schaffen, zu entlasten, und wir sollen niemals vergessen, wie sehr wir dabei doch vor den Hunderttausenden begnadigt sind, die in den tiefen Schächten graben und die Kessel heizen müssen.

So wollen wir mutig und entschlossen an unser Werk gehen und uns mit ganzer Hingebung schulen und bilden, um fähig zu werden zu den größten Leistungen für unser Volk, und wollen allem Spiel und Genuß, aller Zeit- und Kraftvergeudung absagen. — Volk, so spreche ein jeder still und ernst für sich, geliebtes deutsches Volk, du sollst nicht sterben, wir wollen, du sollst leben und

„Wir wollen dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz,
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz.
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann,
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.“

Dorher aber schauen wir noch einmal, zum letzten Mal, zurück zu unsern lieben Gefallenen. Sehen sie nun nicht ein wenig freundlicher zu uns hernieder? Wir bitten sie: Segnet uns! Wir grüßen sie aus ergriffener Seele

Valeto, carae animae!

Bisher erschienen in der Sammlung Frankfurter Universitätsreden:

- | | |
|--|--------------|
| I. Prof. Dr. G. Künzler: Kaiser Wilhelm II. und das Zeitalter der deutschen Erhebung von 1813 | Preis M. 1.— |
| II. Prof. Dr. G. Freudenthal: Franz Adickes | „ „ 1.— |
| III. Prof. Dr. L. Pohle: Die neuere Entwicklung des Zinsfußes und der Einfluß des Weltkrieges auf seinen Stand | „ „ 1.— |
| IV. Prof. Dr. H. v. Arnim: Ein altgriechisches Königsideal | „ * 1.— |
| V. Prof. Dr. H. v. Arnim: Gerechtigkeit und Nutzen in der griechischen Aufklärungsphilosophie | „ „ 1.— |
| VI. Prof. Dr. Ph. Stein: Wilhelm Merton | „ „ —.80 |
| VII. Prof. Dr. Rudolf Kautzsch: Der Begriff der Entwicklung in der Kunstgeschichte | „ „ 1.— |
| VIII. Dr. Albrecht Bethe: Aufgaben der Physiologie während und nach dem Kriege | „ „ 1.20 |